

Dezember - Weihnachtszeit

Autor(en): **Pfister, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 5

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dezember / Weihnachtszeit

Langsam stirbt nun das Jahr. Die Nächte wachsen immer tiefer in den Tag hinein. Ein heulender West schiebt düstere Wolken an kahlen Bäumen vorbei, und die Natur steht kalt und starr. Alles Leben erscheint erstorben; tief haben sich alle Tiere in die Erde zurückgezogen, in den Schlamm der Gewässer, in Höhlen und Baumstämme, und als nackte Gerippe hängen die Bäume in die einsame Welt. Nur ein paar Tierspuren im Schnee vielleicht zeigen, dass noch da und dort ein Leben umherirrt. Ein Gimpel oder Dompfaff flötet melancholisch im Obstgarten, und Spatzen schimpfen ums Fensterbrett. Alle Blumen und Blüten sind tot. Einzig die Christrose trotzt mit ihren dicken Blättern Kälte und Schnee und blüht in Gebirge und Gärten. Sonst weht uns der Dezember nur die flüchtigen, aber so zarten und wundersamen Blüten der Eiskriställchen aufs Fensterbrett oder zaubert etwa eine prächtige Eisblumenflora an die Scheibe.

Auch der Bauer hat nun Ruhezeit. Das Dreschen ist vollendet, das Getreide wohlverwahrt. Nun wird das Vieh gemästet und geschlachtet.

Immer kürzer werden die Tage; ein immer grösseres Stück verschwindet im dunkeln Rachen des ungeheuren, dämonischen Wolfes — deshalb hiess der Dezember früher auch «Wolfsmonat» — bis es dann am kürzesten Tage nur noch acht Stunden und 32 Minuten hell ist; 15 Stunden und 28 Minuten dagegen dunkle Nacht. Doch mit der Dunkelheit wächst auch die Gewissheit vom baldigen Siege des Lichtes, das in der finstersten Nacht entzündet wird.

Den festlichen Reigen der Dezemberbräuche eröffnet am 4. die Heilige Barbara, die Schutzpatronin der Artilleristen. Kirschenzweige, die um diese Zeit ins Wasser gestellt werden und bis Weihnachten blühen, sollen besonderes Glück bringen. Vor allem aber der 6. Dezember, der Klaustag, bringt bei jung und alt viel Freude und Jubel, denn der heilige Nikolaus, der um 300 zu Myra in Kleinasien als Bischof lebte, war den Kindern besonders zugetan. So kommt der Samichlaus noch heute — besonders in katholischen Gegenden — in seiner ursprünglichen Bischofstracht zu den Kindern. Doch sein Name dient wohl als Deckmantel für eine vorchristliche Dämonengestalt. In den Tagen des schwindenden Tageslichtes gewinnen nach dem primitiven Volksglauben Dämonen die Oberhand;

sie müssen mit Lärm, Schreien und Peitschenknallen verjagt werden. Und anderseits müssen die jungen Wachstumsgeister «geweckt» werden. Von diesem Volksglauben lebt noch viel im Samichlausbrauch, besonders im «Klausjagen». Vielerorts wird Sankt Nikolaus von einer schwarzen Gestalt begleitet, dem «Schmutzli Butzli», «Tüsseler» oder von einem «Schnappesel»; an andern Orten verschmilzt die Gestalt des Sankt Nikolaus auch mit dieser Dämonengestalt und wird zum «Knecht Ruprecht», zum «Weihnachtsmutti» oder «Pelzmarti». So lebt im Samichlaus-Brauch Christliches und Heidnisches miteinander verschmolzen weiter.

Auch die Herkunft des Weihnachtsfestes ist recht bemerkenswert. Die ersten Christen kannten es noch nicht, sondern als einziges Jahresfest galt nur Passah, ein Liebesmahl als Fortsetzung des letzten Mahles Christi. Später hatte man das Bedürfnis, sich vom jüdischen Vorbild zeitlich zu befreien, und auf der Suche nach einem richtigen Termin für das Osterfest entstand auch die Frage nach der zeitlichen Einordnung von Christi Geburts- und Todestag. Die entscheidende Anregung dazu ging von der Sekte der Gnostiker aus, den Nachfolgern orientalischer und griechischer Geheimkulte und Mysterienbräuche. Sie feierten am 6. Januar, dem Tag der Wiederkunft und Geburt des Vegetationsgottes Dionysos, die Taufe Christi: Epiphantias. In Rom, wo am 25. Dezember das Fest des «sol invictus», der unbesiegbaren Sonne, das heisst die Wintersonnenwende, gefeiert wurde, setzte man diesen Tag als Geburtstag Christi fest und behielt Epiphantias als Tage der Taufe Christi bei. Im Orient aber behielt dieser Tag seine volle Bedeutung und noch heute ist er in orthodoxen Ländern das Hauptfest des Kirchenjahres, ja die armenischen Christen kennen noch gar keine eigentliche Weihnacht. In germanischen Ländern trat die christliche Weihnacht wohl an Stelle eines alten Festes der Wintersonnenwende, des Julfestes, wie Weihnachten heute noch in Skandinavien heisst.

Doch wie auch die Entstehung von Weihnachten erklärt werden mag: es ist das innigste Fest, wenn es richtig verstanden und richtig gefeiert wird. Heute allerdings droht sein tieferer Sinn im Besorgungsrummel und allgemeinen Geschenkaustausch unterzugehen. Denn Weihnachten ist ein Fest der Stille, das Fest der «Menschwerdung»

nicht nur Christi, sondern auch unsrer selbst. Das göttliche Fünkeln in uns will aufglimmen, Gott in uns geboren werden, wenn in der dunkelsten Nacht des Jahres der grüne Tannenbaum neues Wachstum, und die neu entzündeten Lichter den kommenden Sieg über alle Dunkelheit verkünden. Und wenn das Jahr ausklingt, dann betäuben wir doch nicht unsere Selbstbesinnung mit Lärm und

Radau und einem wilden Fastnachtstreiben! Haben wir keine Angst vor uns selber, sondern treten wir unter den unendlichen Lichtenbaum des Sternenalls. Ziehen wir dann in dem Rückblick auf das verflossene Jahr und unsere verflossene Erdenzeit still und mutig die Bilanz, damit wir wieder neu beginnen können — mit dem Lichte zu wachsen.

Max Pfister

Als ich St. Niklaus suchte

Ich war ein fünfjähriges Büblein, als ich eines Abends in der warmen Stube meiner Mutter auf den St. Nikolaus wartete. Wo er nur bleiben mochte? Er liess diesmal lange auf sich warten, gleich wie mein Vater, der als Bannwart im Dorf unten mit dem Forstpräsidenten noch etwas Wichtiges zu besprechen hatte.

Glutrot ging die Sonne hinter dem dunklen Tannenforste des Gugenberges unter. Es war ein herrlicher Anblick, deshalb schob mich die Mutter ans Fenster und sagte: «Ich muss jetzt in der Küche das Nachtessen kochen. Du kannst derweil hier schauen, wie der St. Nikolaus dort drüben die Grittibenzen backt. Sieh, wie rot der Himmel ist von der Glut!»

Ich öffnete das Lüftungsfensterlein, um besser sehen zu können. Geniessend schnupperte ich die kühle Abendluft ein und vermeinte den Duft des knusperigen Gebäcks zu riechen. Da überkam mich plötzlich das Verlangen, den St. Nikolaus bei seiner Arbeit zu sehen. Ich ging vom Fenster weg, klinkte leise die Türe auf und huschte durch den dunklen Hausgang ins Freie. Furchtlos schritt ich in meinen leichten Stoffhosen auf dem gefrorenen Karrenweg bergaufwärts, verliess den Pfad und trippelte über den dunklen Tannenboden dem Lichte entgegen, welches gerade noch zwischen den Stämmen wie ein erlöschender Schein verglomm. An einer Lichtung, wo reihenweise Spalten und Wellen aufgeschichtet waren, blieb ich stehen. Das Herz zitterte mir vor Schreck; denn dort neben einem Wellenstoss stand der St. Nikolaus. Er trug einen dunklen Mantel und eine dicke Pelzkappe. An den Händen hatte er grosse Zwilchhandschuhe, wie sie Männer tragen, die in der Kälte draussen arbeiten müssen.

St. Nikolaus hatte meiner nicht geachtet, bis ich mit der Frage an ihn herantrat: «Musst du hier

Wellen holen, damit du die Grittibenzen backen kannst?»

«He, wie hast du mich jetzt erschreckt, Kleiner», antwortete die dunkle Gestalt, glotzte auf mich herunter und fragte: «Wie heisstst du, Bub?»

«Johannesli», antwortete ich und hatte das Weinen zu vorderst.

«Wem gehörs?» wollte er wissen. «Etwa dem Gugenbauer? Weiss der überhaupt, dass du hier allein im Walde herumspazierst?»

«Nein, das weiss er nicht. Aber ich will ja auch nur schnell schauen, wie du die Grittibenzen backst.»

Da fing der St. Nikolaus laut an zu lachen und sagte: «Du kleiner Narr, mit was sollte ich denn Benzen backen? Hab ja kein Mehl, kein Holz dazu.» Mit diesen Worten schob er mich auf die Strasse und deutete mir, hinab zu laufen an den Waldrand; von dort über das Reutfeld sei es nicht weit zum väterlichen Gugenhof.

Es war inzwischen schon fast finster geworden. Der Waldweg zeichnete sich nur als schwacher Streifen ab, zu dessen beiden Seiten die dunklen Stämme und Gesträucher wie gespenstige Riesen hervortraten. Ich fürchtete mich und stapfte leise weinend weiter, kam aber plötzlich an eine Stelle, wo die Bäume so dicht beieinander standen, dass ich keinen Ausweg mehr fand. Die Aeste schlugen mir ins Gesicht, ich stolperte über Wurzeln und Stöcke und schrie laut auf: «St. Nikolaus, St. Nikolaus! Hilf mir doch!»

«Schrei nicht so laut, dummer Bub, ich bring dich schon heim», antwortete eine tiefe Stimme, während ich mit Schauer und süsser Lust fühlte, wie mich der St. Nikolaus mit starken Armen vom Boden aufhob und unter seinem steifen Mantel durch das Dickicht trug. Erst unten, als der Wald sich öffnete, stellte er mich wieder auf die Füsse